

Studentischer Wettstreit – schöpferisches Studium

Ist unser Studium schöpferisch? Ist das Studium an unserer Universität, an der Fakultät für Journalistik, schöpferisch? Was heißt überhaupt schöpferisches Studium?

Ich möchte einige Aspekte dieses Problems an einer Sache darlegen, die an unserer Fakultät die Gemüter von Plus 1 bis Minus 3 bewegt hat: am journalistischen Wettbewerb.

Im Studentenlager Bad Saarow kamen wir auf den anbelangenden Gedanken, an der Fakultät für Journalistik einen journalistischen Wettbewerb durchzuführen. Ahnungslos, wie Journalisten zu werden, erschien uns das als die natürlichste Sache der Welt, wie das Axiom, daß zwei mal zwei vier ist, daß der Bäcker Brötchen bäckt, der Schneider schneidert und der Tagungsleiter der Karl-Marx-Universität nicht stimmt.

Mit dem journalistischen Wettbewerb gedachten wir gleich sieben Fliegen mit einer großen Klappe zu schlagen: 1. Es sollte ein Wettbewerb neuen Typus sein, kein Wettbewerb, der um des Wettbewerbs willen geführt wird. 2. Er sollte ein Bestandteil der Lehre sein. Die eingereichten Arbeiten sollten als Testate im Fach Theorie und Praxis der Pressearbeit gelten und im Unterricht vorbereitet und ausgewertet werden. 3. Es sollte unterstützt werden, daß sich die Studenten mit bestimmten Themen kritisch auseinandersetzen und daß sie selbständig wichtige Probleme journalistisch anfassen lernen. 4. Durch den Wettbewerb sollte die Praxisverbundenheit der Studenten gefördert werden. 5. Im Verlauf des Wettbewerbs sollten auf Grund der gemeinsamen Diskussionen und auch gemeinsamer Arbeiten die Studien- und Seminargruppen besser zusammenwachsen. 6. Die Atmosphäre an unserer Fakultät sollte journalistischer werden. 7. Mit dem journalistischen Wettbewerb wollten wir – in Auswertung des Jugendkommunikés – den Studenten Vertrauen schenken und Verantwortung übertragen.

Gegen dieses Nonplusultra an Begründung konnte selbstverständlich niemand etwas einwenden, und so begannen wir das mühsame Handwerk der Organisation.

Es wurde aus Wissenschaftlern und Studenten eine Jury gebildet, die Herr Prof. Dr. Budziszewski leitete und der auch ein Vertreter der LVZ, Genosse Niemeyer, anbehielt; in harter Tag-und-Nacht-Arbeit hatten Erika Weber, Gisela Renz und Eibert Gustmann eine große Wandzeitung, Geldmittel wurden besorgt, ein Programm ausgearbeitet; die Gruppen wurden angeleitet; auf den FDJ-Wahlversammlungen wurde über den Wettbewerb diskutiert; in allen entscheidenden Gremien der Fakultät wurde beraten, Punkt.

Nun konnte der Wettbewerb laufen. Und er lief – im Selbstlauf; vor allem in Bezug auf seinen Inhalt.

Als der Tag der Abgabe – ein trüber Mittwoch – angebrochen war, lag ein kümmerliches Häuflein Arbeiten vor. Aus dem 2. Studienjahr z. B. das ein ganzes Arsenal von Worten, wie „Mehr Praxisverbundenheit“, „Mehr schreiben“, „unsere eigenen Arbeiten in die Lehre einbeziehen“, „sinnvolle Testate nach unserer eigenen Initiative“, zur Hand hat, was gerade 1 (in Worten eine) Arbeit gekommen.

Student Peter Glücksglig: „Wir im 2. Studienjahr haben von Anfang an den journalistischen Wettbewerb nicht ernst genommen. Auch ich habe erst später den Sinn des Wettbewerbs erkannt.“

Student Hans-Gert Schubert, 4. Studienjahr: „Für mich war die Teilnahme Ehrensache. Der journalistische Wettbewerb entspricht genau dem, was wir immer fördern. Es war für jeden die Gelegenheit, journalistisch Rechenschaft abzulegen. Und natürlich ist es sehr nützlich zu wissen, was die einzelnen können und wie die eigene Arbeit ausgewertet wird.“

Student Klaus Tieding: „Meine angeborene Bescheidenheit verbietet mir die Teilnahme. Ich habe es nicht gemacht, wenn man Arbeiten so einreicht.“

Der journalistische Wettbewerb hat das Thema „Der Sinn unseres Lebens“. Inwiefern haben wir im Verlauf des Wettbewerbs tatsächlich über dieses Thema diskutiert, das jeden berührt?

Es hat wohl nur einen beschränkten Wert, wenn einfach Arbeiten eingereicht werden (was natürlich besser als gar nichts ist). Das Wesentliche an diesem Studentenwettbewerb war, zu geistigen Auseinandersetzungen über dieses Thema zu kommen, Probleme aufzuwerfen, Anregungen zu geben, die jeden einfach zwangen, zur Feder zu greifen. Denn

schöpferisches Studium heißt doch nicht, schlechtthin irgend etwas zu produzieren, sondern das eigene Denken zu entwickeln und selbständig arbeiten lernen – wozu z. B. auch gehört, einer bestimmten Idee, die sich im Streit als richtig erweist, zur materiellen Wirkung zu verhelfen.

Im Wettbewerbsauftrag wurden Probleme genannt, um die diskutiert werden konnte: Wofür lohnt es sich zu leben? Was ist Glück? Was sind die Helden unserer Tage? Was heißt für die Jugend Vertrauen und Verantwortung? Worin besteht die Freiheit im Sozialismus? Wie nütze ich der Gesellschaft und mir am besten? Die Abgabe der Arbeiten mußte die Krönung eines Prozesses geistiger Auseinandersetzung sein, der Überwindung von Widersprüchen im eigenen Denken und im Denken anderer sein, wobei die journalistische Meisterung der Sache zwangsläufig mit der Auseinandersetzung im Betrieb, während der Praktika, mit dem Aufspüren von gutem Material, mit Diskussionen über methodische Fragen usw. einhergehen mußte.

Was haben wir getan, um eine solche schöpferische Atmosphäre zu schaffen?

Das Institut für Theorie und Praxis der Pressearbeit fühlte sich nicht für den Wettbewerb verantwortlich. Hier hatte man sehr viele Gedanken – ließ dann aber den lieben Wettbewerb eine gute Sache sein. Die Wissenschaftler gingen nicht mit gutem Beispiel voran, und die Erzieherkollektive hielten – sehr milde ausgedrückt – mehr tun können. Die Verantwortlichen von der FDJ-Leitung (wozu ich selbst gehöre) organisierten recht und schlecht alles Mögliche und verließen sich auf die Initiative der Gruppen. Die FDJ-Gruppen ließen aber eben diese Initiative vermissen. Und was die Studenten selbst anbelangt, so hatten sie genug mit dem Schimpfen zu tun, denn für Trägheit gibt es immer noch genügend Zeitdiskussionen, und Denken ist zuweilen unbehaglich. Angesichts von über 100 eingereichten Arbeiten klingt das verdammt negativ. Doch die Urteile und Schlußfolgerungen werden durch folgendes unterstützt:

Im 1. Studienjahr gab es Ansätze dafür, wie der Wettbewerb hätte geführt werden müssen. So bezog Dr. Krahl, Mitglied der Jury, die Arbeiten z. B. in den Stilkundenunterricht ein und sprach auch im Erzieherkollektiv über den Wettbewerb. Einige FDJ-Funktionäre des 1. Studienjahres regten schöpferische Diskussionen vor allem in den Studiengruppen an. Für einige Studiengruppen war es selbstverständlich, sich um die Probleme des Wettbewerbs zu streiten, und sie hatten dann auch zum Thema etwas zu sagen.

Das Ergebnis all dessen ist, daß sich über die Hälfte der Studenten im 1. Studienjahr am Wettbewerb beteiligten und eine Reihe wohlgedachter, journalistisch wirksamer Arbeiten vorlegten.

An der Tücke des Objekts „Journalistischer Wettbewerb“ zeigte sich die Problematik des schöpferischen Studiums. Es verlangt – laut Jugendkommuniké –, den Studenten „Vertrauen und Verantwortung“ zu geben. Mit dieser Einsicht aber ist es nicht getan. Die „Gebenden“ müssen nicht nur willens, sondern auch in der Lage sein zu geben – und dazu genügt das bisherige Niveau nicht. Dazu gehören große Gründlichkeit, methodische Überlegungen, die auch in die Tat umgesetzt werden, Scharfheit in der Lehre und einheitliches Vorgehen der Erzieher. Anforderungen, die genau dem entsprechen, was der einzelne Student im jeweiligen Entwicklungsstadium braucht, kurz Qualifizierung der Wissenschaftler. Und die „Nehmenden“ müssen das Nehmen als aktives Verb erkennen – was ein Mehr und Besser im Denken und Handeln, im STUDIEREN verlangt –, was aber gerade deswegen Freude macht. Kurt Starke

Können Chemiestudenten das auch?

Kulturhauspraktikum mit umstrittenen Nutzeffekt

„Was wir hier machen, könnten die Chemiestudenten auch!“ Ein hartes Wort aus dem Munde eines Musikerziehers über sein gegenwärtiges Praktikum. Und keiner der Studenten um ihn – vom Institut für Allgemeine Kulturwissenschaft, Germanistikstudium mit dem Berufsziel Erwachsenenbildung, eine Slawistin – keiner widerspricht ihm.

Nun sind unsere Studenten viel zu wohl erzogen, um zu bestreiten, daß ihre gegenwärtige Arbeit (soziologische Fragebogen ausfüllen lassen, nach Gesprächen mit den Bürgern ergänzen und auswerten) für sie nützlich sei – gewiß, die künftigen Lehrer kommen hier mit jenen Menschen in Kontakt, mit denen sie auch später zu tun haben werden. Für sie nicht unwichtig. Aber sie haben ihre eigenen Vorstellungen vom maximalen Nutzen eines Praktikums.

Die Germanisten (2. Studienjahr) sollten im Vorjahr ein Hospitationspraktikum durchführen, als sie noch keine Ahnung von Methodik hatten. Karin Pöhler: „Vielleicht hätte uns das in diesem Jahr mehr genützt.“

Ulrike Just (Musikerzieher): „Unsere Arbeit ist mehr interessant als nützlich, was das weitere Studium betrifft. Ein Institutspraktikum wäre wesentlich nützlicher gewesen.“

Ähnliche Meinungen hörten wir von den Romanisten und der übrig gebliebenen Slawistin.

Sollten diese Ansichten nicht richtig sein, wäre es unserer Auffassung nach dennoch nicht Schuld der Studenten. Die sachliche Vorbereitung und Einführung der Studenten lag beim Institut für Allgemeine Kulturwissenschaften. Daß den übrigen beteiligten Instituten bei der Erläuterung der speziellen Ziele jeder einzelnen Fachrichtung für die Ausbildung ihrer Studenten eine Aufgabe verblieben wäre, steht wohl außer Zweifel. Niemand aber wußte uns darüber zu berichten. Im Gegenteil: Die Germanisten hatte man zwar vorrangig an den vorbereitenden Veranstaltungen teilnehmen lassen. Ihr tatsächlicher Einsatz blieb aber bis kurz vor Beginn des Praktikums unklar. Die Slawisten, die sich fürs Kulturhauspraktikum entschieden, gedachten vor allem Literaturabende, Buchbesprechungen über russische oder sowjetische Literatur durchzuführen, die wirkliche Aufgabe war ihnen offenbar nie klar. Mittlerweile wurden wieder etwäige abgezogen, übrig blieb eine(!) Slawistin.

Angesichts dessen nimmt es uns kaum wunder, daß über den konkreten Zweck der soziologischen Arbeit wenig bekannt ist, auch nicht bei den Kulturwissenschaftlern, denen die augenblickliche Tätigkeit wahrscheinlich am meisten zusagt. Eine Tatsache, die genau so wenig begeisterungsfördernd sein dürfte wie die Zwangspause zum Auftakt, als sich herausstellte, daß die Fragebogen nach der Bestätigung durch die Statistische Zentralverwaltung erlangten.

Wie lösen die Studenten ihre Aufgabe? Im Jugendklubhaus Nord hielten wir von Johannes Hanisch (Musikerzieher): „Wir provozieren keine politischen Gespräche.“

In der Steifstraße teilte uns Horst Storm (Kulturwissenschaftler) mit: „Wir betrachten es als unsere Aufgabe, das politische Gespräch ins Wohngebiet zu tragen.“ Ein Unterschied, der zweifellos nicht nur aus der Aufgabenstellung, sondern ebenso aus mehr oder weniger schöpferischem Herangehen an die Aufgabe seitens der Studenten resultiert. Die Initiative der Freunde in der Steinstraße ist lobenswert, aber das Gespräch ergab, daß sich Germanisten, Musikerzieher usw. weitgehend auf Fachdiskussionen beschränken, daß wirklich problematische Gespräche in der Hauptsache den beiden Kulturwissenschaftlern vorbehalten bleiben.

Vorbehalten bleiben müssen, fühlen wir uns versucht hinzuzusetzen. Die Germanisten begannen eben mit dem Studium der marxistischen Philosophie, werden Politische Ökonomie erst im nächsten Jahr hören. Den Musikerziehern – 1. Studienjahr – geht es natürlich ähnlich. Was wunder, wenn die einen weniger Problemerkennen, wenn die anderen vermeiden, politische Diskussionen zu provozieren.

Wir müssen uns an dieser Stelle für eine gewisse Einseitigkeit entschuldigen. Das Praktikum besteht aus drei Aufgaben, der genannten soziologischen Forschung, einer Literaturswertung in der DB und kulturpolitischer Massarbeit mit dem Ziel, die Zirkel der Kulturbücher zu unterstützen, Frühlingsspiele zu organisieren.

Für das Literaturswerten gilt Ähnliches wie für die soziologischen Forschungen. Die Studenten sind zwar den einzelnen Gruppen in den Kulturhäusern zugeteilt, haben jedoch kaum Verbindung zu ihnen. Das Ziel der Auswertung soll eine Quellenkartei werden, für die aber keinerlei einheitliche Stichworte vorgegeben wurden, so daß günstigenfalls immense Nacharbeit erforderlich ist, schlimmstenfalls eine Quiz-Runde daraus wird.

Bleibt der dritte Teil. Auf die Vorbereitung der Frühlingsspiele freuten sich die Studenten – verständlich. Es betrifft ihr Studiengebiet am unmittelbarsten, sie werden erstmals(?) Nutzen davon haben, daß die Arbeitsgruppe aus Studenten verschiedener Fachrichtungen zusammengesetzt ist.

Ein Aber gab es allerdings auch hier. Es bleiben nach der Auswertung der soziologischen Forschung (während der Messe außerhalb Leipzigs) nur zwölf Tage für diesen Teil. Genauer: zwölf Abende. Wir hörten bereits die Befürchtung, daß der unter den Studenten viel umstrittene erste Teil des Praktikums auch den Erfolg des zweiten Teils in Frage stellen kann.

Ob diese Sorge gerechtfertigt ist, wird die Arbeit zeigen. Unabhängig davon setzt maximaler Nutzen des Praktikums für die weitere Ausbildung der Studenten voraus, exakt zu ermitteln, welche Aufgaben notwendig und geeignet sind, setzt voraus, den Einsatz und auch die Studenten selbst gründlich vorzubereiten.

Die Meinung der Studenten über den maximalen Nutzen beweist noch nicht die Richtigkeit ihrer Ansichten, wohl aber die absolute Notwendigkeit, darüber zu diskutieren.

R. Möbius

Nimm
dir
Zeit
zum
Denken!

Probleme eines
schöpferischen,
praxisverbundenen
Studiums

Über das PRAKTIKUM AUS DER HOHLEN HAND der Studenten für Binnenhandelsökonomie im HO-Warenhaus in der Petersstraße schrieben wir bereits in Nr. 7 der UZ. Mittlerweile sind die Kollegen vom Institut eifrig bemüht zu retten, was durch die absolut ungenügende Vorbereitung veräußert wurde. Zwei Wochen waren aber schon um, in denen die meisten Studenten fast ausschließlich im Verkauf tätig waren wie Sigrun Kienast auf unserem Bild, ohne den übrigen Aufträgen gerecht werden zu können. Und Anfang dieser Woche – der vierten – kennt noch keiner die konkreten Aufgaben, die das Institut für den zweiten Praktikumsstil stellen wollte – wahrscheinlich ein erneuter Tempoverlust. Wir erwarten deshalb noch wie vor mit besonderem Interesse die Stellungnahme des Instituts für die UZ. Foto: SPBS

